

Ingo Straub

12.10.2005

### **Neue Freunde durch neue Medien? Die Bedeutung computervermittelter Kommunikation für männliche Jugendliche**

#### **Einleitung**

Betrachtet man einschlägige Untersuchungen zum Mediennutzungsverhalten (wie z. B. die quantitativen ARD/ZDF-Onlinestudien oder die ebenfalls Repräsentativität beanspruchenden JIM-Studien, in denen die Medien-, speziell die PC- und Internettätigkeiten von 12- bis 19-jährigen Jugendlichen quantitativ erfasst werden), zeigt sich, dass in der Regel von männlichen und weiblichen Mediennutzungspraxen gesprochen und damit implizit davon ausgegangen wird, dass es sich bei Männern und Frauen, Jungen und Mädchen um monolithische Blöcke handelt, die in sich weitgehend homogen bestimmte Medien nutzen oder nicht nutzen. Die Gegenüberstellung der beiden Genus-Gruppen ist oftmals mit stereotypen Dichotomisierungen verbunden, die sich beispielsweise (wie im qualitativen Teil der Shell-Studie 2002: Picot/Willert 2003) in Schlussfolgerungen niederschlagen, dass vor allem Mädchen zu kommunikativen Tätigkeiten wie Chatten und E-Mails tendieren, während Jungen verstärkt Interesse an Spielen, Programmieren und am Download von Dateien zeigen (vgl. Picot/Willert 2003, S. 262). Solche geschlechtsspezifischen Zuordnungen leisten der Gefahr Vorschub, vermeintliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu naturalisieren und zu essenzialisieren und damit das System der Zweigeschlechtlichkeit zu reproduzieren (vgl. Buchen 2004). Diesem Problem kann allerdings begegnet werden, indem man von der Betrachtung von Differenzen *zwischen* den Geschlechtern abrückt und verstärkt Differenzierungen *innerhalb* der Geschlechter in den

Blick nimmt (vgl. Gildemeister 2004), also beispielsweise bei der Analyse von medialen Kommunikationspraxen auf Männer *oder* Frauen fokussiert. Ich werde im Folgenden auf erste Befunde einer laufenden qualitativen Studie eingehen, in der die Erfahrungen männlicher Jugendlicher mit neuen Medien, insbesondere mit PC und Internet, untersucht werden.<sup>1</sup> Als Kategorie, welche die <Grossgruppe> der Männer ausdifferenzieren helfen soll, dient die Einbindung der männlichen Jugendlichen in bestimmte geschlechtshomogene jugendkulturelle Gruppierungen, in denen die Jungen einen Grossteil ihrer Freizeit verbringen (Fussballvereine, Gametreffe für Jungen, schwule Jugendgruppen, Pfadfinder, christliche Gruppierungen). Die Motivation, die Peer-Group als Differenzierungskriterium für die Untersuchung zu wählen, rührt von der Tatsache her, dass vor allem die Peer-Group als Erfahrungsraum nicht unterschätzt werden darf, in dem die Genese bestimmter Motive, an denen sich das Medienhandeln orientiert, zu verorten ist. So spricht beispielsweise Friedrich Krotz (2000, S. 190) davon, dass «das Verhältnis zu Medien und insbesondere dem Computer vor allem ein an der Peer-Group orientierter und geprägter Lebensbereich ist. (...) Denn weder Schulen noch sonstige öffentliche Einrichtungen haben in der Perspektive der Kinder und Jugendlichen einen besonderen Stellenwert für ihre Erfahrungen mit dem Computer». Der Begriff der <Peer-Group> wird von Krotz aber auch von anderen Autoren allerdings nicht weiter ausdifferenziert<sup>2</sup>, was angesichts der vielfältigen Publikationen (vgl. Farin 2001; Hitzler et al. 2001; Rohmann 1999), in denen jugendliche Kulturen und Szenen in ihren vielfältigsten Ausprägungen dargestellt werden, verwundert.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Die qualitative Studie ist integraler Bestandteil des Grossprojektes <Hochschulartenübergreifendes Kompetenzzentrum für Genderforschung und Bildungsfragen in der Informationsgesellschaft> (KGBI), das an der Pädagogischen Hochschule Freiburg angesiedelt ist und vom baden-württembergischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst gefördert wird (vgl. [www.kgbi.info](http://www.kgbi.info)).

<sup>2</sup> «Der Umgang mit Medien findet, auch wenn der Jugendliche allein ist, jeweils in einem sozialen Kontext statt. (...) Eine grosse Rolle spielen auch die gleichgeschlechtlichen und gemischten peer-groups» (Baacke/Frank/Radde 1998, S. 52).

<sup>3</sup> Waldemar Vogelsang bringt zwar in seinen Studien Mediennutzung und jugendkulturelle Szenen in einem Zusammenhang, allerdings unter dem Fokus, welche Rolle Medien für die *Konstituierung* jugendkultureller Szenen spielen (vgl. z. B. Vogelsang 1996, 1997), ein Gesichtspunkt, der in meiner Studie nicht im Zentrum des Interesses steht.

Im Folgenden möchte ich auf zwei Fälle<sup>4</sup> vergleichend eingehen, um anhand empirischer Analysen zu verdeutlichen, dass innerhalb der Gruppe der männlichen Jugendlichen, die sich in jugendkulturellen Szenen bewegen, Differenzierungen feststellbar sind, die in landläufigen Untersuchungen unberücksichtigt bleiben. Ich konzentriere mich dabei auf diejenigen Textpassagen innerhalb der Gruppendiskussionen, in denen das Thema computervermittelte Kommunikation von den Jugendlichen (meist auf alltagsweltliche Art und Weise) behandelt wird. Es zeigte sich nämlich in bisherigen Analysen des empirischen Materials, dass ein besonderer Fokus der Gruppen auf das Chatten und die damit verbundenen Potenziale gelegt wird, neue Medien zur Konstituierung und Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen und Gemeinschaften einzusetzen. Zunächst möchte ich auf eine Gruppendiskussion mit vier jungen Männern einer christlichen Jugendgruppe (Gruppe <Zeltlager>) eingehen und anschliessend auf den Fall einer schwulen Jugendgruppe (Gruppe <Die fabelhaften Vier>).

### Methodisches Vorgehen

Die qualitative Studie zielt – wie bereits erwähnt – auf die Rekonstruktion der Erfahrungen männlicher Jugendlicher mit neuen Medien (unter Beachtung der Einbindung der Jungen in bestimmte jugendkulturelle Szenen). Zugang zu den kollektiven Sinn- und Bedeutungsstrukturen spezifischer Medienerfahrungen der jungen Männer, die in der Regel in Form eines vorreflexiven, d. h. eines von den Befragten meist nicht explizierbaren Erfahrungswissens vorliegen, findet man durch die Beobachtung der konkreten Handlungspraxis, die entweder unmittelbar erfolgen kann (z. B. über teilnehmende Beobachtung) oder über Beschreibungen und Erzählungen der Probanden, wie sie beispielsweise in Gruppendiskussionen geäußert werden (zum Gruppendiskussionsverfahren vgl. insbesondere Loos/Schäffer 2001). Ich stütze mich in meiner Studie auf die zweite Möglichkeit und führe die transkribierten Gruppendiskussionen einer detaillierten Analyse zu, in der auf der Grundlage der <Dokumentarischen Methode>, wie sie von Ralf Bohnsack u. a. in Anlehnung an die Wissenssoziologie von Karl Mannheim weiterentwickelt wurde (vgl. Bohnsack et al. 2001; Bohnsack 2003), die Frage nach dem Wie, d. h. «die Frage nach dem *modus operandi*, nach dem der Praxis zugrunde liegenden *Habitus*»

<sup>4</sup> Das Sample der qualitativen Studie besteht aus insgesamt 9 Gruppendiskussionen, die einer intensiven Auswertung nach der <Dokumentarischen Methode> (s. u.) unterzogen werden.

(Bohnsack et al. 2001, S. 13; Herv. i. O.) gestellt wird. Es geht also nicht darum, den textimmanenten (thematischen) Sinngehalt des Erzählten zu fassen (das <Was> der Erzählungen), sondern die Regelmäßigkeit der Handlungspraxis der Akteure zur Explikation zu bringen, die sich jedoch der Perspektive der Akteure selbst meist entzieht. Im konkreten Fall wird also der Frage nachgegangen, wie (d. h. auf welche Art und Weise) die jungen Männer über ihre Computer- und Interneterfahrungen berichten und inwiefern der darauf rekonstruierte habitualisierte Umgang mit den neuen Medien beispielsweise auf die Einbindung in eine bestimmte jugendkulturelle Szene zurückzuführen ist.

Dabei geht es nicht um «die Bestimmung der quantitativen Ausprägung bestimmter Aspekte oder Bezüge, sondern [um] die Entdeckung und Beschreibung dieser Bezüge und ihrer Strukturen» (Witt 2001, S. 5). Während quantitative Forschung darauf abzielt, statistische Repräsentativität herzustellen, also durch die Wahl einer Stichprobe eine bestimmte Zielgruppe zu repräsentieren, strebt qualitative Forschung an, ein Problemfeld durch die Auswahl einer Stichprobe möglichst heterogen zusammengesetzten qualitativ zu repräsentieren. Das Interesse gilt also den Gesetzmäßigkeiten, nicht den Verteilungen innerhalb einer Population.

### Die Gruppe <Zeltlager><sup>5</sup>

In der Diskussion mit der Gruppe <Zeltlager> nimmt das Thema Kommunikation (in alltagsweltlicher, nicht in theoretisierender Weise) grossen Raum ein, was sich darin äussert, dass zum einen ausführlich über Kommunikationsmöglichkeiten während des Spielens von PC-Spielen diskutiert und zum anderen das Thema Chatten als *eine* Form computervermittelter Kommunikation vertieft wird. Die Jungen benutzen nach eigenen Angaben zwar ICQ, aber lehnen das Chatten in öffentlichen Webchats ab.<sup>6</sup> Welche

<sup>5</sup> Die Gruppe <Zeltlager> setzt sich wie folgt zusammen: Robert: 16 Jahre, Gymnasiast; Heiko: 19 Jahre, Abiturient; Christian: 16 Jahre, Gymnasiast; Markus: 16 Jahre, Realschüler.

<sup>6</sup> Mit Web-Chats werden Chatrooms bezeichnet, die mit einem gängigen WWW-Browser im Internet besucht werden können. ICQ gehört zum Bereich des sog. Instant Messaging. Dabei handelt es sich um einen Dienst, der es erlaubt mittels eines Client-Programms, dem Instant Messenger, in Echtzeit zu chatten, kurze Nachrichten an andere Teilnehmer über ein Netzwerk (meist das Internet) zu schicken oder Dateien auszutauschen. Jeder ICQ-Teilnehmer hat eine Identifizierungsnummer, die mit anderen ausgetauscht werden kann. Über eine Kontaktliste kann eingesehen werden, ob andere Personen online sind, denen man seine Identifikationsnummer

Begründungszusammenhänge für die Ablehnung angeführt werden, soll folgende Textpassage stellvertretend veranschaulichen:<sup>7</sup>

- Y: Ja, manche Leute, die stellen sich auch auch noch ´ne Webcam oder so was hin und dann sagen sie: Ja, ob ich jetzt da jemandem so gegenüber sitze oder über (.) Tastatur und Webcam kommuniziere, ist doch vollkommen egal.
- Robert: Des will ich aber net @(.)@. Muss ja net jeder sehen, was ich gerade mache oder wie ich gerade dahock.
- Markus: [ @(.)@ @In welchem Raum er grad hockt@ (2)
- Heiko: Also ich find´ des ist
- Robert: [ Des ist übertrieben @(.)@.
- Heiko: [ schon noch ´n Unterschied zum Gespräch.
- Christian: Ja, auf jeden Fall.
- Markus: [ Mhm (4)
- Y: Und was oder wo-
- Christian: Internet ist irgendwie unpersönlicher und anonym
- Heiko: [ Ja
- Robert: Des schon ja
- Heiko: (Wo ich) nicht den Gegenüber dann seh oder so.
- Christian: Dann kann man auch mal (2) lügen, ohne dass man (.) rot wird oder so.
- Y: Mhm
- Christian: Wie g´ sagt, des ist dann halt einfach so die Persönlichkeit net mehr ((räuspert sich)) vorhanden @(.)@

Zunächst setzt sich die Gruppe mit dem Thema Webcam, das durch den Interviewer in die Diskussion eingebracht wird, auseinander. Grundtenor in der Diskussion ist dabei, dass die in der Interviewerfrage angesprochene visuelle Unterstützung computervermittelter Kommunikation für unangebracht gehalten wird («Des ist übertrieben»), weil man beispielsweise über eine Webcam dabei beobachtet werden kann, wie man sich vor dem

---

gegeben hat (vgl. Döring 2003, S. 82ff.).

<sup>7</sup> Zur Transkription: Die Gruppenmitglieder bekommen fiktive Namen zugewiesen, der Interviewer wird mit Y bezeichnet. Durch das Zeichen @ eingerahmte Satzteile oder Wörter verweisen darauf, dass diese lachend gesprochen wurden. @(.)@ bedeutet kurzes Auflachen. Das Zeichen [ zeigt den Beginn einer Überlappung an. In Klammern wird die Länge einer Pause in Sekunden angegeben; ein Punkt in Klammern bedeutet ca. eine Sekunde Pause. Unterstreichungen kennzeichnen besondere prosodische Hervorhebung (vgl. Bohnsack 2003, S. 235).

PC verhält («Muss ja net jeder sehen, was ich gerade mache oder wie ich gerade dahock»). Der «Unterschied zum Gespräch» wird von Heiko ausdrücklich hervorgehoben und von Christian («Ja, auf jeden Fall») und Markus («Mhm») bestätigt. Die beiden Alternativen «Chat plus Webcam» und «Gespräch» werden von den Jugendlichen allerdings nicht als gleichwertig angesehen. Insbesondere Roberts ablehnende Reaktion («Des will ich aber net @(.)@. Muss ja net jeder sehen, was ich gerade mache oder wie ich gerade dahock») deutet auf diesen Befund hin: Die Möglichkeit, mit Unterstützung einer Webcam in Webchats zu kommunizieren, ist für Robert weder eine praktische – an einer früheren Stelle der Diskussion unterstreicht Robert, dass er lediglich über ICQ chattet und Webchats meidet – noch eine theoretische Option, wie sich in seiner Reaktion «Des will ich aber net...» zeigt. Die Verbindung von textbasierter Kommunikation (Chat) und visuellem Eindruck (Webcam) erscheint Robert abwegig («Des ist übertrieben»), wie auch insgesamt das Kommunizieren in Webchats. Insofern ist zu vermuten, dass für ihn und die anderen Jungen die Face-to-face-Kommunikationssituation diejenige ist, die von den Jungen im praktischen Vollzug bevorzugt wird.

Im Folgenden setzt sich die Bewertung medialer Kommunikationsmöglichkeiten fort, indem das Internet generell (d. h. unabhängig vom angestossenen Thema «Chat und Webcam») als Raum bezeichnet wird, der «irgendwie unpersönlicher und anonym» ist als eine unmittelbare, nicht-mediatisierte Gesprächssituation. Darüber hinaus ist für Christian ein weiteres Argument gegen im Chat geführte Dialoge zentral: er weist auf die Möglichkeit hin, dass in einem anonymen Webchat gelogen werden kann, «ohne dass man rot wird». An dieser Stelle verändert sich die Art und Weise, wie die Gruppe computervermittelte Kommunikationsmöglichkeiten bewertet: die Möglichkeit, gegenüber anderen Chattern die Unwahrheit zu sagen – was von vielen Jugendlichen in anderen Interviews als besonderer Reiz beim Chatten angeführt wird<sup>8</sup> –, ist offenbar mit problematischen Implikationen behaftet. Denn der Sprachduktus, mit dem Christian den Satz «Dann kann man auch mal lügen, ohne dass man rot wird» ausspricht und der aus der Aufnahme der Gruppendiskussion heraushörbar ist, weist darauf hin, dass das Lügen in Webchats als wenig reizvoll, ja sogar als prekär angesehen wird: Die computervermittelte Kommunika-

---

<sup>8</sup> Eine Form des «Verarschens», wie es von den Jugendlichen meist auf den Begriff gebracht wird, ist das Phänomen des «gender-switching» oder «gender-swapping» (vgl. Bruckman 1993).

tion in Form des Chattens ist damit nicht nur unpersönlich («ist dann halt einfach so die Persönlichkeit net mehr vorhanden»), sondern – und dies wiegt noch schwerer – scheint in höchstem Grade Werte zu bedrohen, die die Jugendlichen vertreten: Aufrichtigkeit, direkte Auseinandersetzung mit anderen und damit auch Verbindlichkeit in den Kontakten. In der Aussage von Christian klingt die Gefahr einer Versuchung an, die die Jungen veranlassen könnte, unmoralisch zu handeln, indem man beispielsweise ohne schlechtes Gewissen («ohne dass man rot wird») lügt. Damit bestätigt sich meine obige Einschätzung, dass die von den Jungen vorgenommene Gegenüberstellung von Chatten via Webcam und «Gespräch» nicht als wertfrei angesehen werden kann, sondern die Face-to-face-Situation von Anbeginn der Textpassage deutlich höher bewertet wurde, in der die Möglichkeit zu lügen weniger eindeutig gegeben ist. Diese These gewinnt weitere Plausibilität durch die Tatsache, dass der besondere Wert des persönlichen Gesprächs, bei dem nicht die Gefahr besteht, dass «Persönlichkeit net mehr vorhanden» ist, mehrmals im Laufe der Gruppendiskussion von den jungen Männern betont wird.

Im Diskurs der Jugendlichen dokumentieren sich – die bisherigen Analysen bündelnd – folgende Aspekte: das Unmittelbare des persönlichen Gesprächs bzw. der Austausch mit Freunden via ICQ<sup>9</sup> wird dem Unbekannten und Unvorhersehbaren der anonymen Web-Chats ausdrücklich vorgezogen. Das Bekannte, das Persönliche findet man nach Einschätzung der Jugendlichen in der Regel im nicht medial vermittelten Alltag, in dem – so zumindest die idealisierende Sichtweise der Jungen – Anonymität, Unverbindlichkeit und Unpersönlichkeit weitgehend inexistent sind. Die Kommunikationsmöglichkeiten der neuen Medien werden höchstens dazu genutzt, Kontakte über ICQ zu halten, wobei die Möglichkeit des ICQ-Chats als Ergänzung zu herkömmlichen Kommunikationsformen gesehen wird («ICQ zum Chatten, das ist einfach noch noch zusätzliche Kommunikation, also das das ist für mich kein Ersatz aber einfach noch so zusätzlich»)<sup>10</sup>. Insofern kann man als *These* formulieren, dass das Handeln

<sup>9</sup> Das Abdrucken und ausführliche Interpretieren derjenigen Textstellen, in denen die Gruppe über ihre ICQ-Chaterfahrungen spricht, kann hier aus Platzgründen nicht erfolgen. Es sei nur so viel erwähnt, dass die Jungen durchaus auf Formen computervermittelter Kommunikation, eben auf ICQ, zurückgreifen, um sich mit Freunden und Bekannten zu unterhalten.

<sup>10</sup> Dem ICQ-Chat wird dabei keine andere Funktion zugewiesen als beispielsweise dem Telefonieren, das ebenfalls zur Aufrechterhaltung bestehender Kontakte genutzt wird.

mit neuen Medien für die jungen Männer der Gruppe «Zeltlager» etwas Konservatives im ursprünglichen Sinne hat: es geht darum, die Kommunikationsräume, die man sich mit Freunden und Bekannten in der «Offline-Welt» erschlossen hat, zu bewahren und gegen Anfechtungen, wie sie in der Auseinandersetzung mit computervermittelten Kommunikationsmöglichkeiten erwachsen können («lügen, ohne dass man rot wird»), zu verteidigen. Mit anderen Worten geht es um die Frage, inwieweit Medien und deren Nutzung einem gemeinschaftlichen Austausch («Gespräch») und damit Gemeinschaftlichkeit generell entgegensteht. Für die Jungen ist die Antwort auf diese Frage offenbar klar: «wahre» Gemeinschaft – so könnte man als riskante Hypothese formulieren – existiert nur dort, wo direkte, d. h. Face-to-face-Kommunikation stattfindet.

#### **Das Gefühl der Fremdbestimmung als generatives Prinzip der «Offline-Orientierung» in der Gruppe «Zeltlager»**

Im Folgenden möchte ich der Frage nachgehen, in welchem Erfahrungs- und Erlebniszusammenhang die rekonstruierte Orientierung der Gruppe «Zeltlager» zu finden ist. Es geht also darum, die Genese des Orientierungsmusters der Gruppe, sich derart stark auf die «Offline-Welt» auszurichten und sich auf die dort gegebenen Kommunikationsmöglichkeiten zu beschränken, zu erhellen. Dazu soll eine Textpassage näher betrachtet werden, in der eine Begebenheit erzählt wird, die sich im Rahmen eines «Gesprächs» zugetragen hat:

Heiko: Und, einfach, ich find´ das so krass, wenn dann irgendwie da wenn ich mit ein paar Leuten sitze irgendwo und dann (.) weiss man gerade nix, (.) dann erzählt halt kurz jemand nix; und dann holen drei Stück ihr Handy raus und schreiben irgend jemand anderem was, dabei sitzen sie doch gerade mit ner Gruppe da, das find´ ich so fürchterlich oder so. Und, ja.

Christian: Ja, wie gesagt, man sollt´ halt das richtige Mass finden

Heiko: Ja, aber ich glaub´, das (.) ist (.) ziemlich schwer, also das finden nicht so viele

Heiko beschreibt an dieser Stelle eine Face-to-face-Situation, wie sie oben dem Chatten in Webchats gegenübergestellt wurde: man verbringt zusammen mit Freunden seine Freizeit, indem man gemeinsam zusammensitzt (in einer Kneipe, in den Gruppenräumen der christlichen Gemeinschaft etc.) und sich unterhält. Für Heiko ist es ganz und gar unverständlich

(«das find ich so fürchterlich»), wieso in einer solchen – im Prinzip idealen – Situation seine Freunde in einer <Gesprächspause> («dann weiss man gerade nix, dann erzählt halt kurz jemand nix») auf andere Art und Weise, nämlich über ihr Handy und über SMS, mit anderen, nicht anwesenden Personen kommunizieren müssen («dann holen drei Stück ihr Handy raus und schreiben irgend jemand anderem was»). Gerade weil man sich in einer Gemeinschaft befindet und dort unmittelbare Kommunikation möglich wäre («dabei sitzen sie doch gerade mit ner Gruppe da»), stellt das Verhalten der Freunde für Heiko ein besonderes Ärgernis dar. Die Gemeinschaftssituation wird durch Kommunikationsmedien (konkret: Handys) gestört und damit persönliche und authentische Kommunikation unter den anwesenden Jugendlichen verhindert. Anders gewendet bedeutet dies, dass eine Gemeinschaft in den Augen der Jugendlichen nur dann ideal funktioniert, wenn authentisch, d. h. persönlich und nicht-mediatisiert kommuniziert wird. Die Nutzung bestimmter Medien hingegen scheint einer Form von Gemeinschaft und von zwischenmenschlichem Umgang in einer Gemeinschaft, wie sie von den Jugendlichen im Laufe des Gesprächs näher expliziert wird<sup>11</sup>, entgegen zu stehen.

In der Erzählung von medialen <Übergriffen> in die Realität der gemeinschaftlichen Unternehmung dokumentieren sich einmal mehr die als negativ bewerteten Einflüsse neuer Medien. Die Nutzung neuer Medien führt im Extremfall zu Auflösungserscheinungen scheinbar intakter und im Prinzip idealer Gemeinschaftsformen, wie sie von den Jungen innerhalb ihrer Gruppe gelebt werden. Auch diese scheinen in hohem Masse für Störungen und Zerstörungen durch neue Medien anfällig zu sein. Verantwortlich sind natürlich zunächst diejenigen, die – wie Heikos Freunde – Medien, im konkreten Fall Handys, benutzen und sich damit kurzfristig aus der Kommunikationsgemeinschaft herauslösen. Grundsätzlich wird aber eine selbstbestimmte und aktive Nutzung von Medien kaum in den Horizont des Möglichen gerückt, sondern von der Gruppe vielmehr eine passive und fatalistische Haltung der Mediennutzung gegenüber vertreten.<sup>12</sup> Medien können unvermittelt in Gemeinschaften <ein-

<sup>11</sup> <Gemeinschaft> bedeutet für die Jugendlichen insbesondere <christliche Gemeinschaft>, in der die Jungen gemeinsame Zeit auf Wintertagungen und Zeltlagern verbringen und die geprägt ist durch spirituelle Elemente (z. B. auch Jugendgottesdienste), durch gemeinsame Gespräche über Glaube und Fragen der Lebensführung sowie durch gemeinsames Naturerleben und Aktivitäten in der Natur.

<sup>12</sup> Davon zeugen insbesondere die eher resignativen Einwürfe von Christian und Heiko,

brechen> und diese (zer)stören, ohne dass man offenbar selbst etwas dagegen unternehmen kann. Dieses Gefühl, in seinem Handeln fremdbestimmt zu sein, führt letztendlich dazu – so meine These –, dass die jungen Männer eine ausgesprochen skeptisch-distanzierte Haltung gegenüber den Möglichkeiten computervermittelter Kommunikation einnehmen. Die Fremdeinflüsse durch Medien werden sogar derart stark angesehen, dass sie die Menschen korrumpieren können (s. o.). Der einzige Ausweg aus der Gefahr, den Versuchungen der Medien zu erliegen, scheint in einem massvollen und reflektierten Umgang mit Medien zu liegen («man sollt' halt das richtige Mass finden»), eine Chance, die allerdings von den Jungen sehr pessimistisch eingeschätzt wird.

### Die Gruppe <Die fabelhaften Vier><sup>13</sup>

Auch in der Diskussion mit einer Gruppe von vier jungen schwulen Männern werden Möglichkeiten und Grenzen des Chattens (auf der Basis eigener Erfahrungen) diskursiv behandelt. Zwar drückt sich in den Erzählungen der schwulen Jugendlichen wie in der christlichen Gruppe <Zeltlager> eine kritisch-distanzierte Haltung zu den Möglichkeiten medialer Kommunikation aus, jedoch zeigt sich ein anderer Modus, in dem diese Einstellung sich äussert. Im Verlauf der Diskussion mit der Gruppe <Die fabelhaften Vier> hinterfragt der Interviewer, ob Chatten immer als Zeitvergeudung erlebt wird oder ob nicht die Möglichkeit der Anonymität Formen der Kommunikation bereithalte, die im Face-to-face-Kontakt nicht gegeben sind.<sup>14</sup> Urs reagiert hierauf, indem er betont, dass es absurd sei, jemanden kennen lernen und gleichzeitig anonym bleiben zu wollen. <Richtiges> Kennenlernen sei nur im Face-to-face-Kontakt beispielsweise auf Partys möglich, was von Christoph teilweise bestätigt wird, wie die folgende Passage zeigt:

---

die das Erlernen des richtigen Umgangs mit neuen Medien als so extrem schwierig darstellen, dass es offenbar nur von einer kleinen Zahl an Nutzern zu leisten ist (Christian: «Ja wie gesagt man sollt' halt das richtige Mass finden»; Heiko: «Ja aber ich glaub' das (.) ist (.) ziemlich schwer also das finden nicht so viele»).

<sup>13</sup> Die Gruppe <Die fabelhaften Vier> besteht aus: Julian: 16 Jahre, in Ausbildung; David: 17 Jahre, Abiturient; Christoph: 18 Jahre, Abiturient; Urs: 18 Jahre, in Ausbildung. Ausführlicher zur Gruppe <Die fabelhaften Vier> vgl. Straub 2004.

<sup>14</sup> Die Kommunikation mit Unbekannten ist laut Schmidt (2000) die Hauptmotivation beim Chatten: «Man loggt sich ein, gerade um mit fremden Personen zu kommunizieren, ohne dass die Intimsphäre der anderen verletzt wird» (Schmidt 2000, S. 115; Herv. i. O.).

Christoph: Ja genau, äh::m was wollt ich sagen? Ja genau, ähm, das mit dem Leute-Kennenlernen, ich mein, des is, also ich kenn wirklich ein paar Leute, mit denen ich wirklich immer noch sehr gut befreundet bin, die ich wirklich ausschliesslich aus dem Internet her kenne, aber (.) des is, wenn man, so wie der Urs es ja gesagt hat, wenn man irgendwie äh:m wirklich Leute kennen lernen will, da ist es viel effektiver oder viel praktischer, wenn man einfach irgendwie auf ne Party geht oder halt, also im richtigen Leben irgendwie was unternimmt, weil die Tausende von Bekanntschaften, die man im Internet machen kann, die sind immer so flüchtig und oberflächlich und verlieren sich sofort wieder, und wenn man die Leute ein Mal irgendwie gesehen hat, dann ist es was v- , ja dann kennt man se richtig, also ich find des viel effektiver, wenn man jetzt irgendwie drauf aus ist, irgendwie mehr Leute zu kennen °oder so°.

Urs: Ähm es ist viel persönlicher, find auch, wenn man chattet, man man tippt diese Buchstaben ein und schickt die einfach ab und so, wenn man je- mit jemand gegenüber sitzt und mit dem redet, dann sieht man auch, wie der spricht, wie seine Tonlage ist, ob er nervös ist oder diese ganzen (.) ähm (.) Mimiken auch, die ein Mensch macht, die sieht man ja alles gar nicht, weil dieser, bei diesem Chatten also von daher, ich find des ist auch sehr interessant, wenn man weiss, wie jemand auf (.) Sachen reagiert, die man sagt und die vielleicht einem unangenehm s-, des merkt man dann auch sofort, wenn ma- allein ob er 's Gesicht verzieht oder nicht oder (.) ob er gleich abschwenkt von dem Thema und so also (3).

Christoph betont, dass ein Kennenlernen nicht nur auf Partys möglich ist, sondern auch – hierbei greift Christoph auf eigene Erfahrungen zurück – im Internet, und verweist darauf, dass Bekanntschaften aus dem Chat durchaus auch in die Realität, d. h. in nicht medial vermittelte Kommunikations- und Interaktionssituationen überführt und dort weitergeführt werden können. Allerdings scheint sich dieser Prozess als recht schwierig zu gestalten, da die Unübersichtlichkeit der Masse an Menschen, die sich im Chat bewegen («Tausende von Bekanntschaften, die man im Internet machen kann»), das Kennenlernen einer Person, mit der der Kontakt auch ausserhalb des Chatrahmens aufrecht erhalten werden kann, deutlich erschwert. Entscheidende Hindernisse seien hierbei vor allem die Unverbindlichkeit und Oberflächlichkeit der im Chat geknüpften Kontakte («immer so flüchtig und oberflächlich und verlieren sich sofort wieder»). Diesen Gefahren könne allerdings begegnet werden, wenn man das Gegenüber

«ein Mal irgendwie gesehen hat», denn «dann kennt man se richtig». Christoph stellt damit eine einfache Kosten-Nutzen-Rechnung auf: Es scheint schwieriger zu sein, aus der weitgehend anonymen und grossen Masse an Personen aus dem Chat interessante Menschen «herausfiltern» zu können, als auf einer Party, «also im richtigen Leben». Ersteres ist mit ungleich mehr Aufwand verbunden und deshalb entsprechend weniger effektiv, und ausserdem hat die Face-to-face-Kommunikation im Gegensatz zur Chatkommunikation den «unschlagbaren Vorteil», dass «man weiss, wie jemand auf (.) Sachen reagiert, die man sagt und die vielleicht einem unangenehm s-, des merkt man dann auch sofort, wenn ma- allein ob er 's Gesicht verzieht oder nicht oder (.) ob er gleich abschwenkt von dem Thema». Dem unpersönlichen Chat wird die Unmittelbarkeit und Persönlichkeit des Face-to-face-Kontaktes gegenüber gestellt. Für Urs spielen hierbei die Art des Sprechens, die Tonlage und die Mimiken eine entscheidende Rolle: Er will sehen, «wie jemand auf Sachen reagiert, die man sagt» oder «ob er gleich abschwenkt von dem Thema». Im direkten Kontakt sind beispielsweise unmittelbarere Reaktionen möglich und eventuell entstandene Missverständnisse können sofort ausgeräumt werden. Im Chat hingegen, in dem Mimiken und die Art des Sprechens nicht erfahrbar sind, ist die Gefahr des Missverstehens grösser.

Die Textpassage dokumentiert m. E. eine Einschätzung, die derjenigen der Gruppe «Zeltlager» zunächst sehr ähnlich erscheint. Es wird ebenfalls idealtypisch eine Trennung in einen medial vermittelten Handlungs- und Kommunikationsraum und eine nicht mediatisierte Face-to-face-Situation vorgenommen, wobei allerdings die Möglichkeiten und Grenzen der jeweiligen Räume anders bewertet werden: während die christliche Gruppe «Zeltlager» die Internetpraxis des Chatten unter dem Eindruck der Fremdbestimmtheit beurteilt, bewertet die schwule Gruppe «Die fabelhaften Vier» diese vor dem impliziten Horizont des Zweckrationalen bzw. Utilitaristischen. Wenn es beispielsweise darum geht, andere Menschen kennen zu lernen, erscheint der Chat in der Regel nicht als der geeignete Ort, um dieses Ansinnen zu verwirklichen, da die Unübersichtlichkeit, Anonymität und Unverbindlichkeit des Chatrahmens die Chancen, dass ernsthafte und dauerhafte Beziehungen geknüpft werden, deutlich reduzieren. Die Möglichkeit, über Mimik und Gestik den Kommunikationspartner einschätzen zu können, wird prinzipiell als unabdingbare Voraussetzung dafür angesehen, Gemeinschaft – sei es nun in Form einer Freundschaft oder in Form einer Partnerschaft – aufzubauen. Allerdings – und hier spielt

die spezifische Lebenssituation der Jugendlichen als schwule Jugendliche eine nicht unwesentliche Rolle – kann unter gewissen Umständen sogar das Internet bei der Kontaktabbahnung und -aufrechterhaltung hilfreich sein, nämlich dann, wenn der Zugang zur schwulen Subkultur erschwert ist. Auf derartige Erfahrungen verweist Julian im weiteren Verlauf des Gesprächs. Für ihn war (und ist?) das Chatten eine zentrale Voraussetzung dafür, seine Homosexualität zu leben, da er über das Internet Zugang zur schwulen Infrastruktur ausserhalb seines Heimatdorfes fand und über Chatrooms andere Männer kennen lernen konnte. Julian widerspricht damit der grundsätzlichen Überzeugung seiner Freunde, wenn er betont, dass das Internet durchaus eine Möglichkeit darstelle, Leute zunächst anonym kennen zu lernen, diese dann in der Realität zu treffen und damit unmittelbaren Nutzen aus dem Medium zu ziehen. Für Julian waren das Internet und der Chat eng verbunden mit dem Eintritt in die schwule Subkultur.

### Kontrastierungen und Typisierungen

Das bislang Dargestellte soll nun als Grundlage dafür dienen, erste Eckpunkte einer Typologie zu entwickeln und einige Thesen zur Bedeutung computervermittelter Kommunikation für männliche Jugendliche zu formulieren. Neben den beiden Fällen «Zeltlager» und «Die fabelhaften Vier» werden in die Zusammenfassung weitere Fälle des Samples meiner qualitativen Studie mit einbezogen, die an dieser Stelle zwar nicht ausführlich dargestellt werden können, aber auch in aller Kürze die Anschaulichkeit der Typologie erhöhen.

Zunächst fällt auf, dass sich die einzelnen Gruppen in der Behandlung des thematischen Gegenstandes «computervermittelte Kommunikation» und dabei speziell des Bereiches Chatten (Webchats und ICQ) ähneln. Man sollte davon jedoch meines Erachtens nicht vorschnell auf eine vollkommene Standardisierung bei der Nutzung von neuen Medien schliessen, denn die Antworten erscheinen nur auf den ersten Blick und auf einer textimmanenten Ebene sehr ähnlich.<sup>15</sup> Betrachtet man jedoch eine Ebene der Interpretation, die «sich in jene letzte und höchste Region erhebt, die

<sup>15</sup> Hinzu kommt, dass es ohnehin nur sehr bedingt möglich ist, über Gruppendiskussionen Zugang zu «tatsächlichen» Handlungspraxen zu bekommen, weswegen es recht schwierig ist, auf eventuell standardisierte Nutzungspraxen zu schliessen. Loos/Schäffer (2001) betonen, dass «das Reden über eine Handlungspraxis nicht umstandslos gleichgesetzt werden [kann] mit dieser Handlungspraxis selbst» (Loos/Schäffer 2001: 40; Herv. i. O.).

wir mit einem Ausdruck Karl Mannheims als die Region des «Dokument-sinns» oder auch als die Region des «Wesenssinns» bezeichnen können» (Panofsky 1992: 93), zeigen sich vielfältige Differenzierungen in der Behandlung des Themenbereiches «computervermittelte Kommunikation». Die Erzählungen der christlichen und der schwulen Gruppe über ihre jeweiligen medialen Nutzungspraxen – speziell die Nutzung kommunikativer Angebote (Webchats) – und deren Bewertung sind prinzipiell durch eine kritisch-skeptische Distanz gegenüber den Angeboten geprägt, computervermittelt Kontakte zu knüpfen: Daraus resultiert das Verhalten<sup>16</sup> der Jugendlichen, sich nur so weit wie nötig in den so genannten «virtuellen Kommunikationswelten» zu bewegen und dem «real life» in Bezug auf Vergemeinschaftungsaspekte die besten Möglichkeiten oder Voraussetzungen zuzuschreiben.

Die Beantwortung der Frage, wie die Kommunikationsform der Webchats bewertet wird, hängt offenbar von bestimmten Habitualisierungen ab: Ob die jungen Männer bestimmte Kommunikationsdienste der neuen Medien (z. B. Webchats) nutzen, ist beispielsweise darin begründet, ob bestimmte Orientierungen gegenüber der Mediennutzung generell aus einem *Gefühl der Fremdbestimmung* resultieren (siehe Gruppe «Zeltlager») oder eher in einem *utilitaristischen* Rahmen verortet werden, wie sich das beispielsweise für die schwule Jugendgruppe zeigen liess. Deren zweckrationaler Habitus zeichnet sich vor allem durch die prinzipielle Offenheit aus, computervermittelten Kommunikations- und Kontaktmöglichkeiten – und damit auch den Möglichkeiten, Gemeinschaft auf- und auszubauen bzw. zu pflegen – einen gewissen Wert zuzuschreiben. Die oben rekonstruierte prinzipielle kritisch-skeptische Distanz gegenüber computervermittelten Kommunikationsmöglichkeiten wird bisweilen aufgebrochen, damit in einem kreativen Akt neue Räume konstituiert werden können und man die Möglichkeiten nutzen kann, die sich in diesen Räumen ergeben (Zugang zur schwulen Subkultur via Webchat) – ganz im Gegensatz zu der christlichen Gruppe, die mediale Kommunikationsmöglichkeiten wie

<sup>16</sup> «Verhalten» wird hier verstanden im Sinne von Alfred Schütz, der damit die «verschiedensten, sogenannten automatischen Handlungen des inneren und äusseren Lebens – gewohnheitsmässige, traditionelle, affektive Handlungen» (Schütz 1971, S. 242) zählt, also Handlungen, die nicht an einem Entwurf orientiert sind, sondern auf die Ebene von Habitualisierungen, auf die Ebene des habituellen Handelns verweisen (vgl. Bohnsack 1997, S. 55). Von «Verhalten» zu unterscheiden ist nach Schütz das «Handeln», das in der Regel an einem (rationalen) Entwurf orientiert ist.

beispielsweise ICQ höchstens zur Pflege der im «real life» gestifteten Gemeinschaften nutzt.

Um zu verdeutlichen, dass sich – bezogen auf die «Offline-Orientierung» hin – noch weitere Differenzierungen zwischen Gruppen männlicher Jugendlicher rekonstruieren lassen, möchte ich abschliessend noch auf zwei Fussballergruppen und zwei (nicht christliche) Pfadfindergruppen hinweisen, auf die ich an dieser Stelle allerdings nicht detailliert eingehen kann. Für die Jungen dieser Gruppen ist es *selbstverständlich*, dass Kontakte und Beziehungen, also Gemeinschaft in der «Offlinewelt» geknüpft werden. Das Motiv für die «Offline-Orientierung» ist also weder in einem Habitus zu finden, der an Zweckrationalität ausgerichtet ist («Die Fabelhaften Vier»), noch in einem Habitus, der in dem Gefühl der Fremdbestimmtheit gründet («Zeltlager»), sondern in einer habitualisierten Alternativlosigkeit bzw. in der habituellen Sicherheit, dass sich Gemeinschaft selbstverständlich in der «Offline-Welt» konstituiert. Diese Orientierung dokumentiert sich vor allem in deutlichen Distinktionsbemühungen gegenüber Personenkreisen, die beispielsweise Webchats nutzen: pubertierende Jugendliche und einsame, sozial nicht eingebundene, «ernsthafte» Chatter. Für die Fussballer und Pfadfinder stellt hingegen die Öffentlichkeit – im Gegensatz zur Privatheit der medialen Beschäftigung – den Ort, ja geradezu die «Kampfzone», dar, an dem Gemeinschaft aufgebaut und gelebt wird.

### Schluss

Die vorliegende empirische Analyse konnte zweierlei zeigen: die Bedeutungen, die Medien und ihren Nutzungsmöglichkeiten zugeschrieben werden, erweisen sich *innerhalb* der Gruppe der Männer als sehr unterschiedlich, während viele (insbes. quantitative) Untersuchungen oftmals suggerieren, dass sowohl Männer als auch Frauen als Genus-Gruppen jeweils äusserst homogene Orientierungen aufweisen (z. B. Männer: technikorientiert; Frauen: kommunikationsorientiert). Mit der Vorgehensweise, Differenzierungen innerhalb einer Genus-Gruppe aufzuzeigen, wird insbesondere der Gefahr entgegengewirkt, vermeintliche Geschlechterunterschiede, die in der Regel in binärer Weise konstruiert und strukturiert sind, zu naturalisieren. Zum zweiten konnte an dieser Stelle leider nur angedeutet werden, dass ein besonderer Blick auf den Einfluss, den bestimmte jugendkulturelle Szenen auf Erfahrungen mit Medien haben, lohnt. Im Rahmen meiner Dissertation zeige ich ausführlich, dass beispiels-

weise die Genese der rekonstruierten zweckrationalen Einstellung der schwulen Jugendlichen in dem «konjunktiven Erfahrungsraum» (Mannheim 1980: 272) einer gemeinsamen sexuellen Orientierung zu finden ist. Damit kann der besonderen sozialisatorischen Bedeutung der Peer-Group, wie sie in der Jugendsoziologie nach wie vor betont wird, auch in ihrem Einfluss auf die Bewertung neuer Medien – empirisch begründet – zu ihrem Recht verholfen werden.

### Literatur

- Baacke, Dieter; Frank, Günther; Radde, Martin. «Medienwelten – Medienorte.» *Handbuch Medien: Medienforschung, Konzepte, Themen, Ergebnisse*. Hrsg. v. Horst Dichanz. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 1998. S. 50–53.
- Bohnsack, Ralf. «Orientierungsmuster: Ein Grundbegriff qualitativer Sozialforschung.» *Methodische Probleme der empirischen Erziehungswissenschaft*. Hrsg. v. Folker Schmidt. Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren, 1997. S. 49–61.
- Bohnsack, Ralf. *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Fünfte Auflage. Opladen: Leske +Budrich, 2003.
- Bohnsack, Ralf et al. (Hrsg.). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Opladen: Leske+Budrich, 2001.
- Bruckman, Amy. «Gender-Swapping on the Internet.» 1993. <[www.cc.gatech.edu/~asb/papers/old-papers.html](http://www.cc.gatech.edu/~asb/papers/old-papers.html)> (15.8.2005).
- Buchen, Sylvia. «Standortbestimmung und Selbstvergewisserung der Geschlechterforschung als Einführung.» *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*. Hrsg. v. Sylvia Buchen; Cornelia Helfferich; Maja S. Maier. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004. S. 11–18.
- Döring, Nicola. *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen u. a.: Hogrefe, 2003.
- Farin, Klaus. *generation-kick.de. Jugendsubkulturen heute*. München: Beck, 2001.
- Gildemeister, Regine. «Geschlechterdifferenz – Geschlechterdifferenzierung: Beispiele und Folgen eines Blickwechsels in der empirischen Geschlechterforschung.» *Gender methodologisch. Empirische For-*

- schung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen. Hrsg. v. Sylvia Buchen; Cornelia Helfferich; Maja S. Maier. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004. S. 27–45.
- Hitzler, Ronald et al. *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen: Leske+Budrich, 2001.
- Krotz, Friedrich. «Vergnügen an interaktiven Medien und seine Folgen für Individuum und Gesellschaft.» *Politik des Vergnügens. Zur Diskussion der Populärkultur in den Cultural Studies*. Hrsg. v. Udo Göttlich; Rainer Winter. Köln: Halem, 2000. S. 182–194.
- Loos, Peter; Schäffer, Burkhard. *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*. Opladen: Leske+Budrich, 2001.
- Mannheim, Karl. *Strukturen des Denkens*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1980.
- Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hrsg.). *JIM-Studie 2004. Jugend, Information und (Multi-)Media. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland*. Baden-Baden: mpfs, 2004.
- Panofsky, Erwin. «Zum Problem der Beschreibung und Inhaltdeutung von Werken der bildenden Kunst.» *Aufsätze zu Grundfragen der Kunstwissenschaft*. Hrsg. v. Hariolf Oberer; Egon Verheyen. Berlin: Wissenschaftsverlag Volker Spiess, 1964. S. 85–97.
- Picot, Sibylle; Willert, Michaela. «Politik per Klick. Internet und Engagement Jugendlicher – 20 Porträts.» *Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus*. Hrsg. v. Deutsche Shell. Frankfurt/Main: Fischer, 2003. S. 221–412.
- Rohmann, Gabriele. *Expressin' myself. Punks, Hipoper, Technos, Skateboarder in O-Tönen*. Bad Tölz: Tilsner, 1999.
- Schmidt, Gurly. «Chat – Kommunikation im Internet.» *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*. Hrsg. v. Caja Thimm. Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000. S. 109–130.
- Schütz, Alfred. *Gesammelte Aufsätze. Bd. I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff, 1971.
- Straub, Ingo. «Männlichkeitskonstruktionen im Kontext vergeschlechtlicher Mediennutzungspraxen: eine empirisch-hermeneutische Fallrekonstruktion.» *Gender methodologisch. Empirische Forschung in der Informationsgesellschaft vor neuen Herausforderungen*. Hrsg. v. Sylvia Buchen u. Cornelia Helfferich u. Maja S. Maier. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2004. S. 177–194.
- Vogelsang, Waldemar. «Jugendmedien und Jugendszenen.» *Rundfunk und Fernsehen*, Heft 3(1996): S. 346–364.
- Vogelsang, Waldemar. «Jugendliche Medienfreaks. Distinktion durch Kompetenz und Darstellung.» *Deutsche Jugend*, Heft 10 (1997): S. 438–446.
- Witt, Harald. «Forschungsstrategien bei quantitativer und qualitativer Sozialforschung.» *Forum qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research (Online-Journal)*, 2(1). Februar 2001. <<http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-01/1-01witt-d.htm>> (15.8.2005).